

## Meine „Russenzeit“ in Trieben

Der zunehmende Rückzug der Frontsoldaten brachte uns beinahe täglich eine neue Überraschung. Besonders Julius, der sechzehnjährige Lehrbub, war über jede neue Beutemöglichkeit bestens im Bilde. Einmal gingen wir gemeinsam zur Paltenbrücke hinunter. Dort waren auf einer dahinter liegenden Wiese von flüchtenden Landsern mehrere Transportfahrzeuge abgestellt worden. Etliche waren aus unerfindlichen Gründen umgekippt und reckten die Räder einer Front in die Höhe. An diese machten wir uns heran. Eben waren wir dabei, einen Gummireifen samt Felge abzumontieren, als ich ein singend-heulendes Sausen vernahm. Im nächsten Augenblick bemerkte ich, dass „Ssssst!“ knapp neben mir ein Projektil eingeschlagen hatte. Es war im Boden verschwunden. Waffen und Munition waren überall greifbar.

Trotz dieser Gefahrenmomente gaben wir unsere Streifzüge nicht auf. Am ebenen Platz vor der Stelle, an der die Wolfsbachgraben- und Tauernstraße nach der Triebenbachbrücke zusammenkommen, lag ein gekippter Militär-LKW. Mit einem mitgebrachten Schraubenschlüssel montierten wir seine Räder ab. Über den darunter liegenden Steilhang ließen wir sie durch das niedrige Buschwerk in den Triebenbach sausen.

Um diese Zeit trieben sich Buben und Jugendliche in der Gegend herum. Sie hantierten mit Gewehren, Leuchtpistolen und Panzerfäusten. Mit den Leuchtpistolen, von denen bald jeder Halbwüchsige eine besaß, hatte auch ich bald umzugehen gelernt. Als ich in einem Heeres-LKW hinter unserem alten Konsumhaus eine Kiste Leuchtpurmunition entdeckte, versteckte ich sie zur späteren Verwendung im obersten und hintersten Dachkammergebälk.

Eines Morgens fanden wir, ich weiß nicht mehr, wer gerade dabei war, in der Einfahrt zu unserem Grundstück ein herrenloses militärgrünes Lastauto. Es war bis oben angefüllt mit Blasmusikinstrumenten. Beim Öffnen der kleinen und großen Koffer glänzten mir Trompeten, Klarinetten, Waldhörner und Posaunen entgegen. Sie reizten mich, sie in den Dachboden unseres Konsumhauses zu tragen und sie für wen auch immer in Sicherheit zu bringen. Gedacht, gesagt und getan. Die gelungene Aktion spornte uns zu weiterem Suchen an.

Nicht weit von der Zeissmann-Wiese war am Ufer des Paltenbachs ein geschlossener Militärlastwagen abgestellt. Wir begannen ihn auf seine Ergiebigkeit zu untersuchen. Der Benzintank war fast voll. So lief ich nach Hause und holte aus dem Keller einen roten Gummischlauch. Mit dessen Hilfe saugten wir aus dem Tank Benzin an und füllten es in einen leeren Kanister. Während der begehrte Sprit ins blecherne Gebinde plätscherte, bemerkten wir im Inneren des Wagens einen schlafenden deutschen Soldaten. So stoppten wir den Benzinlauf und suchten mit dem Kanister das Weite. Benzin war unter den

Halbwüchsigen begehrt. Die fünfzehn- und sechzehnjährigen Burschen hatten nämlich herausgefunden, wie man die umherstehenden Militärautos mit einem als Zündschlüssel verwendeten Nagel in Gang setzen konnte. Wer von den Jüngeren Benzin beibrachte, durfte nach gelungenem Start ein Stück mitfahren.

In einer Lagerhalle der Pappenfabrik waren schwere Militärkisten gestapelt. Darin entdeckten wir in glänzende Stahlräder eingefügte Kugellager verschiedenster Größen. Einen Teil schafften wir, immer mit Bedacht darauf, von möglichst wenigen Leuten gesehen zu werden, teils in die Futterkammer neben dem Rossstall der Brunnenhütte beim Rainer, teils wiederum in unser Konsumhaus. So hatten wir hier binnen einer Woche ein buntes Reservelager beisammen. Eines Tages oder in einer ruhigen Nacht hatten aber hausfremde Beutejäger die Tür eingedrückt. So war es logisch, dass Leute, die den Warenschmuggel beobachtet hatten, alle Instrumente und Materialien, die wir gesammelt hatten, innerhalb weniger Tage oder Nächte herausgeholt und weggeschafft hatten. Besonders die Musikinstrumente müssen einen unermesslichen Wert dargestellt haben.

Als wir in der Pappenfabrik eine schwere Kiste mit LKW-Lichtmaschinen entdeckten, trugen wir zwei oder drei dieser motorähnlichen Geräte einzeln ins Haus. Bald hatte sich mit Annas Hilfe ein Triebener Bursche gefunden, der sich auf die Bearbeitung von Elektrogeräten verstand. Unter seiner Anleitung werkte ich hinfort im Gastzimmer eifrig auf dem Bügeltisch, um aus meinen Lichtmaschinen Elektromotoren zu machen.

In diesen Tagen verbreitete sich unter den Ortsbewohnern die Sorge, dass uns die näherrückende Front mit ihrem entsetzlichen Maß an Blut und Zerstörung noch vor einem Waffenstillstand erreichen könnte. Zusätzlich ließen uns verschiedene Nachrichten vermuten, dass wir mit einer Besetzung durch alliierte Militäreinheiten zu rechnen hätten. Welche von den zwei in Frage kommenden Heeresabteilungen, eine englische oder eine russische, uns als erste erreichen würde, blieb bis zuletzt unklar. So versuchte Onkel Hans, für die Erhaltung von Leib und Leben und Hab und Gut der ihm anvertrauten Hausbewohner so gut wie möglich Vorsorge zu treffen. Er trug mir und einem Geschäftsangestellten, dem er am meisten vertraute, auf, den Fußboden des Eisenmagazins aufzureißen und ein Loch in den Boden zu graben. Dort hinein versenkten wir eine Anzahl kompakter, mit allerlei Werkzeug gefüllter Kisten. Dann versuchten wir, das unterirdische Versteck möglichst unsichtbar zu machen.

Weil diese Grabungsstelle für den erstrebten Vorrat nicht reichte, ließ Onkel mich und Julius unterhalb des Mautner-Rainer-Bauernhausgartens bergseits der Tauernstraße ein weiteres Loch für weitere Kisten ausschaufeln. Wenn jemand, so sagte er, während unserer Arbeit vorbeikäme, sollten wir sagen, wir seien dabei, für den Ernstfall drohender Artillerie- oder Fliegerangriffe einen

Zweimannbunker zu bauen. In das langgezogene Holzpodium des großen Saales, der damals als Lagerraum diente, schoben wir niedere Kisten, die mit Stoff- und Leinenballen angefüllt waren. Die geöffnete Seitenfront des Podestes nagelten wir sorgfältig zu.

Im lang gezogenen Dachboden der Kegelstatt versteckten wir eine erkleckliche Anzahl von Schachteln, in die Onkel diverse Textilien eingepackt hatte. Ein anderes Mal zog ich mit Anna und einem Küchenmädchen einen Handwagen voll großer, mit Selchfleisch gefüllter Milchkannen zum Eiskeller hinaus. Sie reichten mir die Kannen einzeln über eine Leiter bis unter die Decke hinauf. Dort kroch ich in der kurzen Turnhose, auf der Eisdecke rutschend, mit jeder Kanne unter der Holzdecke bis in die hintersten Winkel, wo sie von unten nicht gesehen werden konnten.

Ein spezielles Versteck habe ich sozusagen verkehrt angelegt. Mutter hatte mir ein gestricktes Henkeltäschchen mit einer Holzkassette in der Größe einer Biskottenschachtel übergeben. Sie sagte, ich solle die Tasche außerhalb des Hauses verstecken oder vergraben. Im Bewusstsein, sie nur vor den Russen oder Engländern verstecken zu sollen, stapfte ich in naiver Unbekümmertheit, in der einen Hand die Tasche, in der zweiten eine Gartenhau, mit Helga die alte Tauernstraße hinauf und beim Mautner-Rainer vorbei.

Das Wetter war schön und der Stiegenaufgang vor dem Bauernhaus voll von Flüchtlingen aus dem Banat. In kindlicher Leichtgläubigkeit marschierten wir an ihnen vorbei bis dorthin, wo der Weg zur Heuhütte, die um diese Zeit leer war, rechts abbog. Da drinnen grub ich mit der Hau ein Loch, versenkte das Täschchen mit der Schatulle und schüttete zu. Den Erdboden glättete ich sehr genau und streute Heureste darüber, sodass sich diese Stelle von keiner anderen unterschied.

Beim Hinuntergehen trug ich nur mehr die Hau. Der Rest lässt sich denken. Einer dieser armen Leute hat den Zweck unseres Marsches erraten. Er hat die Stelle gefunden, die Schatulle ausgegraben und, so man hoffen darf, in seinen Frieden und in seine Freiheit gerettet. Nach dem Abzug der Russen grub ich mit einer Stickschaufel vergeblich nach dem Schatz meiner Schatulle. In meinem Schrecken begann ich, den Boden rund um die vermeintliche Stelle in immer größeren Kreisen umzugraben, aber vergeblich. Die Schmuckstücke, die mir Mutter als letzten Rest ihres „**Familiensilbers**“ anvertraut hatte, blieben verloren.

So ähnlich ging es mit vielen anderen Sachen, die wir versteckt hatten. Die Russen hatten ihre Betten im Saal und in der Kegelstatt aufgeschlagen. Dort entdeckten sie die dort versteckten Stoffballen und Textilien. Einheimische, wie ich vermute, haben die Werkzeugkisten aus dem Boden beim Mautner-Rainer-

Garten geholt. Die im Eiskeller versteckten Selchfleischvorräte wurden von Onkel schon vor dem Eintreffen der ersten Besatzungstruppen an die im Haus untergebrachten Flüchtlinge verteilt. Nur die wenigen Kleider- und Wäschestücke, die wir bei Gelegenheit einer Probeübernachtung in der holzverkleideten Dachkammer unseres eigenen, von den Familien Gsellmann-Rührlechner-Brunner bewohnten Wohnhauses zurückgelassen hatten, hat bis in die Zeit der englischen Besetzung niemand geklaut.



Der Frühling war schon im Anzug, und das tägliche Leben verlief noch in einiger Sicherheit. Da ersuchte mich Anna, ich solle eine Kiste Humus und etliche mit Blumen bepflanzte Töpfe mit dem Milchwagen zum Familiengrab nach St. Lorenzen führen. Es war vorauszusehen, dass ein allgemeiner Friedhofsbesuch in nächster Zeit nicht mehr möglich sein würde. Also holte ich den braven Haflingerhengst Peter aus dem Stall und spannte ihn zwischen die beiden Wagenstangen des zweirädrigen Wagens. Darauf verlud ich meine Fracht, legte das Sitzbrett über die Bordwände und fuhr die Straße hinunter. So war ich es seit dem frühen Frühjahr gewohnt. Damals lag noch Schnee auf der Straße, wenn ich jeden Morgen die frisch gemolkene Milch in drei bis vier Kannen zum Verladeplatz auf den Bahnhof brachte. Der kleine braune, **blondmähnige Peter** war an meine Hand gut gewöhnt. Als Zugpferd hatte er große Erfahrung. So trabte er mit dem vertrauten Gespann die Bundesstraße entlang bis kurz nach der Stelle, wo der Weg nach Schwarzenbach abbiegt.

Dort hörte ich ein rasch näher kommendes Summen und ein immer lauter werdendes Brummen. Im Nu waren drei schwere deutsche Panzer in meinem Blickfeld, ohne dass ich eine Ausweichmöglichkeit entdeckte. Anzuhalten schien mir nicht ratsam, denn ich fürchtete einen plötzlichen und unberechenbaren, durch das Panzergeräusch verursachten Seitensprung meines Pferdes. So lenkte ich es mit dem Zügel so nahe an den Straßenrand heran, dass der rechte Rand des Wagens auf dem Straßenbankett dahinfuhr. Gleichzeitig trieb ich den Peter mit der Peitsche zu rascherem Lauf an. Doch der Haflinger richtete sich in dem Moment, als der erste Panzer an uns vorbeirauschte, kerzengerade in die Höhe. Augenblicklich versetzte ich ihm mit der Peitsche einen kräftigen Hieb. Der machte ihm offenbar größeren Eindruck als das Zischen und Kreischen des vorüber ratternden stählernen Ungetüms. Er spornte ihn sogar zum rascheren Lauf an.

Beim zweiten und dritten Panzer ging die Vorüberfahrt weniger panisch vonstatten. Trotzdem war immer die Peitsche vonnöten, um das verängstigte Tier auf dem Boden zu halten. Nach dem überstandenen Schrecken blieb ich stehen. Ich beruhigte und tätschelte, wohl um mich auch selber zu beruhigen, mein braves Pferd. Eine einzige Fehlreaktion hätte genügt, und wir beide wären unter

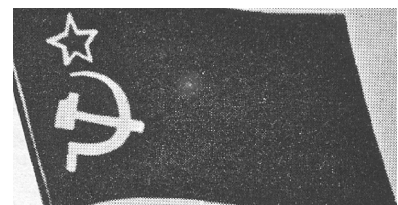
die schweren Ketten geraten. Was diese unvermittelte Panzerfahrt bezweckte, weiß ich nicht. Waren es aktive Kampffahrzeuge, die die zurückweichende Front verstärken sollten, oder fliehende Panzer, die aus irgendeinem Grund kehrt gemacht hatten?

Wie schon an früherer Stelle berichtet, hatte mein Vater unsere Küchen-, und Speisezimmer- und Schlafzimmermöbel aus Windischfeistritz per Waggonfracht nach Trieben geschickt. Er wollte die letzte Gelegenheit geordneter Güterbeförderung nützen, um die wichtigsten Einrichtungsgegenstände vor der Zerstörung zu retten. Als der voll beladene geschlossene Güterwagen an seinem Bestimmungsort nicht und nicht ankam, gelang es Vater, ihm durch unentwegtes Nachfragen auf die Spur zu kommen. Er war auf einem Nebengleis der Sulmtalbahn abgestellt worden. Im letztmöglichen Augenblick brachten ihn Vaters Telefonate wieder in Fahrt, sodass er in Trieben auch tatsächlich eintraf. Das war genau zwei Tage vor dem Eintreffen der russischen Panzer.

Onkel ließ zum Verladen der lang erwarteten Fracht unverzüglich den schweren Gummiradler einspannen. Bald schauten mir die vertrauten Möbel aus dem Güterwagen entgegen. Aber wie sahen sie aus? Sie waren von oben bis unten durchschossen. Die schweren Projektile eines Tieffliegerangriffs hatten stellenweise sogar die Eisentraversen, auf denen der Waggonaufbau ruhte, durchschlagen. Trotz allem war uns ein jedes Stück, das von hier seinen Ausgang genommen hatte, lieb und teuer. Auch der Bilderrahmen des Blumengemäldes, das Vater in Graz gekauft hatte, war durchschossen. Auf die Hinterseite der ersten vollen Pferdewagenladung hängten wir gleichsam als Symbol des zerstörerischen Wahnsinns einen durchschossenen Weitling. In seinem Boden klaffte mit weit ausgefransten Blechrändern ein riesiges Schussloch. Onkel ließ die Möbel im großen Zimmer rechts nach dem Eingang des Mautner-Hauses abstellen.

Nicht lange vorher, aber jedenfalls vor dem Einrücken der russischen Truppen, schnappte ich in einer plötzlichen Eingebung ein gerahmtes Hitlerbild, das im Lagerraum der Kegelbude noch an der Wand lehnte. Dann holte ich meinen aus Waidhofen mitgebrachten DJ-Dolch, in dessen Klinge die Worte „Blut und Ehre“ eingraviert waren. Mit Bild und Dolch spazierte ich mit einer Schaufel die Tauernstraße weit hinauf bis hinter die Heuhütte der steilen Leitn. Dort grenzt eine steile Hangwiese unmittelbar an den Hochwald. Zwischen den Bäumen vergrub ich beide Dinge still und heimlich, aber nicht, um sie zu retten, sondern um das Haus vor ihnen zu schützen. An dieser Stelle dürften beide Objekte noch liegen.

Bei ihrem Anblick wurde mir bewusst, dass ich von der suggestiven Ideologie eines diktatorischen Staatssystems getäuscht worden war. Über den



Unterschied zwischen den links oder rechts ausgerichteten Diktaturen machte ich mir damals keine Gedanken. Die militärischen Vollstrecker, die uns von der nationalsozialistischen Herrschaft befreien sollten, waren schon gefährlich nahe. Es waren jene russischen „Befreier“, die ihrerseits mit ihrer ganzen Existenz dem Zwang der kommunistischen Diktatur unterlagen. Mein Maturafreund Petrus Bsteh schreibt in der Juni-Nummer 2002 von „Denken und Glauben“: „Linke und rechte Interpretamente werden unversöhnlich. Sie führen mit apokalyptischen Vorzeichen postreligiöse Kriege.“

Als die russische Panzertruppe mündlichen Meldungen zufolge jeden Tag eintreffen konnte, hatte Onkel eine Idee. Er wies die Geschäftsangestellten an, die mit steirischen Weinen gefüllten Zweiliterflaschen des Herrn Thaller in das Wasserleitungsbecken der Küche zu schütten. Damit wollte er verhindern, dass sich die einrückenden Russen betränken und hemmungslos zu wüten und zu rasen begännen. Unzählige Male liefen wir mit jammervollen Gesichtern die Kellerstiege hinauf und hinunter. Noch heute höre ich das Gurgeln des ausfließenden Weines und sein Glucksen im Ausguss.

Dass uns die russischen Truppen als erste erreichen würden, hatte sich im Ort schon herumgesprochen. Die Situation war für mich so neu, dass ich der Nachricht nicht glauben wollte. Plötzlich hörte ich von der Wolfsgrabenstraße her eine weibliche Stimme rufen: **„Die Russen kommen!“** In diesem Moment liefen Midi und Geli, die gerade in der Küche arbeiteten, an mir vorüber. Sie riefen mir zu: „Lass uns wieder heraus, wenn sie weg sind!“ und waren im Rossstall verschwunden. Wir verschlossen das Haus.

Nach einiger Zeit kam uns zu Ohren, eine Mannschaft schwerbewaffneter Soldaten habe alle Männer, die sie auf der Straße antraf, gezwungen, die Wolfsgrabenstraße hinaufzugehen. Dort mussten sie, wie wir später erfuhren, bei der Verstärkung der Triebenbachbrücke, die dem Panzerverkehr dienen sollte, mithelfen. Bald danach rasselten die russischen Panzer in den Ort. Aus einigen Panzerspähwagen schauten Mongolengesichter. Schnell verbreiteten sich Schauergesichten. Wir erfuhren, was diese wilden Männer mit denen gemacht haben sollen, bei denen sie ein Hitlerbild oder einen Ring am Finger gefunden hatten.

Nun war es für mich Zeit, in den Rossstall zu gehen und nach den beiden Mägden zu rufen. Sie waren in den Heuboden oberhalb des Stalles gelaufen und von dort in das zur Hälfte gefüllte Futterloch gesprungen. Dort steckten sie nun, eng zusammengedrückt und verängstigt. Ich öffnete das Heutürl unten im Stall und zog von dort Heuballen um Heuballen heraus. Schließlich kamen die beiden Mädchen zum Vorschein.

Am nächsten Tag hörten wir wie im Lauffeuer der nachbarlichen Gespräche, die Russen hätten drunten im Ort einer Frau den Ringfinger abgeschnitten, weil sie den Ring nicht schnell genug abstreifen konnte. Weiters sei ein Mann von der Voraustruppe erschossen worden, weil sie in seiner Wohnung ein Hitlerbild gefunden hätten. Durch solche Schreckensmeldungen gewarnt, unterrichtete Onkel Hans alle Hausbewohner, was sie zu tun hätten, wenn die Russen ins Haus eindringen sollten. Er selber fürchtete, von den Russen nach Sibirien verschleppt zu werden. Er hatte nämlich einmal einem ukrainischen Kriegsgefangenen, der kurz im Haus gearbeitet hatte und sich noch im Ort aufhielt, eine Ohrfeige versetzt.

Am Abend des nächsten Tages, als es draußen schon finster war, hämmerten mehrere Fäuste an die wolfsgrabenstraßenseitige Hautür. Onkel Franz, der das Haus nicht verlassen wollte, rief immer wieder, er müsse erst den Haustorschlüssel holen. Mittlerweile waren alle, die im Haus wohnten, so schnell, wie man es sich vorher nicht vorstellen konnte, am gegenüber liegenden Haustor versammelt. Dabei war auch der Hund, dem ich, sollte er bellen, die Schnauze zuhalten sollte.

Jeder fasste seinen im Vorhaus abgestellten Rucksack, der mit Brot und Geselchtem gefüllt war. Damit eilten wir in unserer flüchtenden Reihe so schnell und lautlos wie möglich die dunkle Tauernstraße hinauf. Beim Mautner-Rainer keuchten wir vorbei, unter dem Seilbahn-Schutzdach hindurch bis zur Heuhütte rechts unterhalb der Straße. Mutter, Greterl, Tante Pepi mit Helga und einige Hausleute waren dabei, Onkel Hans war verschwunden. Mit den restlichen Heuvorräten richteten wir uns ein Nachtlager zurecht.

Meine Aufgabe war es, der Olly, auf deren Fell ich meinen Kopf gelegt hatte, die Schnauze zuzuhalten, sobald sich jemand der Hütte nähern sollte. Am frühen Morgen des nächsten Tages schlich ich als Späher die Tauernstraße hinunter. Ich sollte nachschauen, ob das Herwerthner-Haus noch intakt sei. Da längere Zeit keine Menschenseele zu sehen war, meldete ich meiner Hüttenbelegschaft Entwarnung. Ab dem Rainerhaus kehrten wir einzeln und vorsichtig ins Haus zurück.

Die Russen hatten aus verschiedenen Magazinen geholt, was sie brauchen konnten, und das Haus wieder verlassen. Dem alten Mann hatten sie nichts zuleide getan. Onkel Hans, nach dem jedermann fragte, blieb verschollen. Als der Tag langsam vorrückte, fragte mich Anna, ob ich mich in den Bruch zu gehen getraue. Es wäre wohl möglich, dass Onkel bei der ihm wohlbekannten Familie Konrad Unterschlupf gefunden habe. Die Straße war frei. Die russischen Panzer hatten alles, was ihnen auf ihrer Talfahrt im Weg stand, zur Seite geschoben und über die Böschung in den Triebenbach gestürzt.

Vorsichtig spähend und immer gewärtig, bei Gefahr in den nahen Wald zu springen, gelangte ich über den Sunk in den Bruch. Auch hier war Onkel Hans nicht zu finden. Den jungen Konrad kannte ich gut. Wir hatten, sobald er als Kundschaft vorbeikam, die Angewohnheit, die eiserne Mauerschleuder, die zwischen Küche und Fleischkammer angebracht war, für unsere Klimmzüge als Reckstange zu verwenden. Ungefährdet, aber unverrichteter Dinge kam ich zurück. Auch die nächste Nacht verging, ohne dass wir eine Spur des Onkels entdeckten.

Erst gegen Mittag erhellten sich Mutters und Annas Gesichter. Das war die Stunde, zu der Vater nach hundert Gefahren und tausend Schrecknissen im Haus Herwerthner unverhofft eintraf. Knapp vorher war auch Onkel zurückgekehrt. Er war zunächst in den Heuboden oberhalb des Rossstalls gegangen, um von dort die ein- und ausgehenden Leute zu beobachten. Dort hatten sich die beiden getroffen. Sie ließen mich holen, als sie schon in der Diele vor dem inneren Geschäftseingang mit Mutter und Greterl beisammen standen. Wir umarmten uns und weinten vor Freude.



Auch Onkel Franz Hausmann, den wir nach seinem Volkssturmeinsatz und den Frontkämpfen rund um Feldbach mit Hangen und Bangen erwarteten, ließ nicht mehr lang auf sich warten. Er begrüßte Onkel Hans mit dankbarer Freude im Triebener Fluchtasyl und schloss seine Frau und seine Tochter übergücklich in seine Arme.

Onkel Hans erzählte es später noch öfter: Er war, als wir das Haus gemeinsam verließen, nicht in die Heuhütte, sondern in den oberhalb des Triebenbachs gelegenen Wald gegangen. Dort hatte er im Freien übernachtet. Tags darauf war er auf eine hohe Fichte geklettert, von wo er auf sein Anwesen hinunter schauen konnte. Immer wieder hatte er hinunter gespäht, um die Situation zu erkunden. Für den Fall, dass er vor Übermüdung einschlafen sollte, hatte er seinen Hosenträger, der ihn vor dem Hinunterfallen bewahren sollte, um sich und den Baumstamm geschlungen.


Einen furchtbaren Vorfall, der sich in der ersten Periode der russischen Besetzung ereignete, hat mein Vater in seiner Chronik aus eigenem Erleben mit folgenden Worten beschrieben: *„Der Abend des 21. Mai 1945 brachte für Trieben wieder ein aufregendes Erlebnis. Ein heller Feuerschein riss uns aus dem Schlaf. Das am Fuß des Rainer-Hügels gelegene Wettich-Haus stand in Flammen. Hans rief mir zu: „Lauf schnell zum Feuerwehrhauptmann Tempfer, er hat den Schlüssel zum Feuerwehrdepot!“ Nur mit Hemd und Hose bekleidet, wurde ich knapp vor Tempfers Wohnung von einem Trupp russischer Soldaten*



aufgehalten, welche im Sturmschritt zur Brandstelle eilten. Ich rief: „**Feuer! Feuer!**“ Aber sie verstanden mich nicht, sondern zwangen mich umzukehren. Da kamen mir vier Männer entgegen. Auf zwei Tragbahren trugen sie das Ehepaar Wettich. Ihre Gesichter waren von Rauch und Flammen stark geschwärzt und verbrannt, der Hals aufgequollen, ein grausiger Anblick. Die Feuerwehr war schon zur Brandstelle geeilt. Da der sonst wasserführende Fluter geborsten war, musste erst eine lange Schlauchleitung gelegt werden. Kaum begannen die Löscharbeiten, wurden die Feuerwehrmänner zu Boden gezwungen, weil die Russen ein Sperrfeuer auf den Rainer-Hügel gelegt hatten. So mussten sie untätig zusehen, wie das Anwesen bis auf die Grundmauern abbrannte. Es war nur gut, dass kein Wind aufkam, sonst wäre das Haus Herwerthner in unmittelbarer Gefahr gestanden.

**Hans und mich** hatten die Russen im Feuerwehrhaus eingesperrt, zwei Soldaten bewachten uns. Wir durften uns nicht von der Stelle rühren. Mich fror jämmerlich. Aus den Aussagen der schwer verletzten Frau Wettich ging hervor, dass sie und ihr Mann, die im Jahre 1918 den Einmarsch der schwarzen Truppen in Köln erleben mussten, den Entschluss gefasst hatten, zu sterben. So sperrten sie den Zufluss der Wasserleitung ab, zündeten die Heuvorräte an und hängten sich auf. Nur dem raschen Zupacken eines Feuerwehrmannes war es zu verdanken, dass die Frau am Leben blieb. Ihr Mann war schon tot.“ Soweit der Bericht meines Vaters. – Wir beide, Helga und ich, saßen während des Brandes auf dem flachen Blechdach des Geschäftes. Durch das Fenster der Bauernstube waren wir hinausgestiegen, um den Brand besser beobachten zu können.

Die russischen Soldaten hatten sich schon bei ihrer ersten „Inspektion“ ein Bild von den Räumen und Warenbeständen gemacht. Nach der erwähnten Plünderung waren sie über den Rest des Warenlagers im Bilde. Genau diesen Rest wollte Onkel nicht verlieren. Sonst hätte er das Geschäft zusperren können. Auch in dieser prekären Situation war er bemüht, den Verkauf lebensnotwendiger Güter aufrecht zu erhalten.

Die Russen hatten sich  mittlerweile in Trieben fix eingerichtet. In der Hauptstraße, wo früher das Konsumgeschäft war, hatten sie eine so genannte Kommandantur eingerichtet. Bald darauf hämmerten schon wieder einige Soldaten am späten Abend, während die Belegschaft schon schlief, mit Fäusten und Gewehrkolben an die hofseitige Haustür. Onkel Hans kam an unser Viererzimmer und rief, ich solle mich, wie vorher für solche Fälle besprochen, vom Dreierzimmer abseilen, zur russischen Kommandantur laufen und mit den damals geläufigen Worten einen Offizier dazu bewegen, ins Haus zu kommen.

Geli und Midi, die im Dreierzimmer schliefen, reichten mir in ihren Nachthemden das vorbereitete Seil. Damit stieg ich aus dem dort einzigen

unvergitterten Fenster auf das flache Blechdach hinaus. Ich band es an ein Dachfenster-Schutzgitter und rutschte daran barfuß hinunter. Quer über die Wiese sauste ich zur Kommandantur. Meine aufgeregte Meldung nahmen die harten Burschen gelassen entgegen. Da keiner mitkommen wollte, war es ihnen genug, sich die Richtung des Vorfalles zeigen zu lassen. Dann scheuchten sie mich zurück auf den Weg. Auf der Feuerwehrseite kletterte ich am Seil durch das Dreierzimmer ins Haus. Man berichtete mir, die Soldateska sei gerade dabei, die letzten Reste des Eisen- und Geschirrmagazins auf ein Motorfahrzeug zu laden.

Am nächsten Morgen berichtete Onkel, eine andere Mannschaft habe gegen Mitternacht beide Norikerhengste aus dem Stall geholt. Vor ihrem Abzug hätten sie in der Motorhaube des Thallerschen LKW, der im Durchgang zur Wagenhütte abgestellt war, alle wichtigen Leitungen durchgeschnitten. Offenbar wollten sie damit verhindern, dass jemand anderer jenes gut erhaltene Fahrzeug wegschaffen konnte. Mein Zorn stieg gewaltig, doch fand ich noch keine Gelegenheit, mich bei den Plünderern zu revanchieren.

Eines Tages, als ich im Hof gerade dabei war, ein altes Fahrrad zu putzen, kam ein europäisch aussehender russischer Soldat daher. Er deutete mir, ich solle damit ein Stück fahren. Kaum hatte ich eine Runde gedreht, nahm er mir das Rad aus der Hand, stieg auf, tauchte an und stürzte. Kaum war er wieder auf den Beinen, trat er mit seinem Stiefel voll Zorn und Erbitterung gegen die Speichen. Dieses Gebaren reizte den Hund. Olly bellte ihn an. Darauf zog er seine Pistole und zielte auf sie. Hier erwähne ich, dass mir Olly mit den Jahren ans Herz gewachsen war. Immer wenn ich nach einiger Zeit in Trieben auftauchte, begann sie ein nicht enden wollendes Begrüßungstheater. Sie sprang auf mich, sprang auf den Onkel und bellte dabei in hocheufreuten Tönen. Dabei ließ sie sich von Onkel durch sein Lachen und seinen ständigen Zuruf „**Ja, wer ist denn gekommen?**“ zu immer neuen Freudentänzen anspornen.

Nun war dieser Ollyhund in Gefahr. Ich fiel dem zornigen Russen instinktiv in den freien Arm und rief: „**Nicht schießen! Nicht schießen!**“ Dann lief ich von ihm weg, um mich vor die Olly zu stellen. Gleichzeitig rief ich: „Marsch, lauf!“ So begriff der Hund, dass hier etwas Ungewöhnliches vorging, und verzog sich ins Haus. Der Russe zog ab, das Rad war kaputt. Aber noch hatten die Gewalttätigkeiten der zuerst angekommenen Besatzungstruppe kein Ende.

An einem späteren Nachmittag war ich bei Mutter und Greterl im Geschäft. Da ereignete sich ein gewalttätiger Vorfall, den wir zunächst nicht bemerkten. Anna berichtete kurz darauf voll Furcht unter Weinen, sie habe durch das offene Küchenfenster Hilferufe gehört. Sie schienen aus dem oberen Stock zu kommen. Der Durchgang war wegen des Geschäftsbetriebs nach beiden Seiten hin offen.

Sie sei hinauf gelaufen und auf zwei bewaffnete Russen gestoßen. Die hätten ihr mit ihren Gewehren den Zugang zum Zimmer der beiden Kölnerinnen verwehrt. Anna erzählte den Hergang ein wenig verschlüsselt, doch ich verstand: Zwei Offiziere hatten ihre beiden Adjutanten als Wachen benützt, um mit den beiden Frauen allein zu sein. Anscheinend sind sie von der Tauernstraßenseite ins Haus getreten und daher unbemerkt geblieben.

Ungefähr zwei Wochen nach dem Einmarsch der Voraustruppe kamen einige Offiziere der Kommandantur zu Onkel Hans. Sie begehrten, im Haus entsprechendes Quartier für die nachrückende ständige Besatzungstruppe zu requirieren. Angeblich sollte es sich um russische Offiziere handeln. Unverzüglich beschlagnahmten sie den Saal, die Kegelstatt und die Zimmer des langen Ganges. Dafür, sagten sie, würden die Bewohner des Hauses vor Übergriffen besser geschützt. So begann nun ein großes Siedeln. Vater richtete sich im linken Dachbodenzimmer ein, Onkel Hans bezog das Zimmer neben der Dachbodentür, Mutter, Greterl und ich zogen, zusammen mit Tante Pepi und Helga, aus dem Viererzimmer ins große Schlafzimmer, Onkel ins Fünferzimmer, Anna ins Vorzimmer, die spätere Bauernstube.

Im Schlafzimmer versuchte ich, ein paar alte Uhren und Uhrenbestandteile, die ich aufgetrieben hatte, vor dem Schlafengehen mit Helga zu reparieren. Durch die Hausbesetzung waren wir gezwungen, das Schlafzimmer auch als Wohnzimmer zu benutzen. So war ich in meinen Aktivitäten sehr eingeschränkt. Tante Pepi hatte auf einem Bekanntenbesuch in Dietmannsdorf ein Fünfliterglas echten Bienenhonig aufgetrieben und es in die Mitte des Schlafzimmertisches gestellt. Daraus durften wir Kinder uns, solange der Vorrat reichte, mit je einem Löffel bedienen.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit verwildern die Sitten und entstehen Revanchegeleüste. So habe ich meinen zunehmenden Zorn in mehreren bubnenstreichähnlichen Aktionen abreagiert. Einmal setzte ich mich mit meiner Steinschleuder und einem angemessenen Vorrat an schleudergerechten Steinchen im Dachboden hinter das geöffnete Dachbodenfenster, zielte und schoss aus diesem Versteck auf die Reit- und Trosspferde der Russen. Ich wollte sie aus dem vor dem Haus liegenden Krautacker, wo sie die Russen „weiden“ und herumtrampeln ließen, vertreiben. Das Vorhaben gelang. Den Beschuss merkte niemand außer den Tieren. Die waren klug genug, die Stelle, wo sie immer wieder von meinen Steinen getroffen wurden, eine Zeitlang zu meiden.

Die russischen Soldaten waren vorzügliche Reiter. Beinahe täglich veranstalteten sie auf der Wiese hinter der Waschküche ein spannendes Reitturnier. Dazu stellten sie zwei Waschküchentische verkehrt und mit den gekreuzten Füßen nach oben auf die Wiese. Dann sprangen je zwei Reiter auf ihren Pferden gleichzeitig über die Querleisten der neben einander stehenden

Tische. Ihre Tiere hatten sie fest im Griff. Nie passierte es, dass ein Pferd die fix montierte Leiste des Tisches berührte.

Die russischen Pferdeführer hatten die eigenen schwachen und abgerackerten Tiere, die sie laufen ließen, gegen die kräftigen ausgetauscht, die sie aus den Ställen entführten. Daraufhin beschloss ich, mit Hans Metschitzer, Onkels Gehilfen für alles, zum Ersatz für die gestohlenen Pferde auf die Rainer-Leit'n eine von den Russen freigelassene Mähre zu fangen. Hans trug ein zu einem Lasso geschlungenes Seil. Das wollte er einem der umherlaufenden Gäule um den Hals werfen.

Ein Gaul war noch einigermaßen gut beisammen, aber immer, wenn ich ihn dem lauernden Hans auf einen Durchgang des Zaunes hin zugetrieben hatte, galoppierte er an ihm so schnell vorbei, dass Hans sein Lasso verfehlte. Schließlich gelang es uns, ein anderes Pferd, das scheinbar eher zum Ziehen als zum Reiten geeignet war, zu fangen. Es war riesig. Wir stellten es dem Onkel zum Ersatz für das prächtige Hengstenpaar in den Brunnhüttenstall. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, es war nicht zu gebrauchen. Auf Onkels Rat ließen wir es frei. Mit zunehmender Routine fingen wir zwei graue, wenn auch magere Zugpferde, die sich an den Dienst in der Landwirtschaft langsam gewöhnten.

Die Hunger leidenden Erwachsenen hatten es aus einem anderen Grund auf die abgemagerten Zugpferde, die in den umliegenden Wäldern oberhalb der Tauernstraße umherirrten, abgesehen. Sie fingen sie ein, schlachteten und zerteilten sie an Ort und Stelle und trugen sie als willkommene Zusatznahrung nach Hause. Wir Buben hatten hingegen in der Hoffnung, Onkel würde uns einen Stellplatz einräumen, auf die schlanken Reitpferde ein Auge geworfen. Mit dieser Aussicht stachen mir die glänzenden Reitsättel ins Auge, die die Russen in der Wagenhütte aufgehängt hatten.

Als die Soldaten eines Tages außer Sichtweite waren, besorgte ich mir eine lange Schnur. Ein Ende band ich am Gartenzaun fest. Mit dem ablaufenden Knäuel schlenderte ich, ausgehend von meinem Versteck hinter der Ribiselzeile, über die blühende Wiese hinter dem Waschküchenhaus bis zur Wagenhütte hinüber. Dort nahm ich einen Sattel vom Nagel, band das andere Schnurende daran und schlenderte locker zurück und hinter die Stauden. Von dort zog ich den Sattel ruckartig Meter um Meter über die gut einzusehende, aber hoch wachsende Wiese. Endlich konnte ich ihn schnappen und mit ihm verschwinden.

Zu einem eigenen Reitpferd habe ich es nicht gebracht. Ein Nachbarbub konnte den Sattel nach dem Abzug der Russen für sein Reitpferd besser gebrauchen. Mein Geschäft war es nach dem Abzug der Russen, auf dem mageren Pferd, das wir dem Onkel besorgt hatten, ohne Sattel auf der Tauernstraße in den

Herwerthner Wald zu reiten, um den Holzfällern die Jause zu bringen. In einer Hand hielt ich die Jause, in der anderen die Zügel. Beim Abwärtsreiten tat mir die hintere Seite jedes Mal ordentlich weh, aber geritten musste es sein.

Nun weiß ich nicht mehr, wer es war, der mich auf einem gefährlichen Raubzug begleitete. Er war ungefähr gleich alt wie ich. Wir hatten in der Zeit, da man jederzeit einem russischen Besatzungssoldaten begegnen konnte, auf der Wiese hinter dem großen Stadel neben dem Lösch-Haus, und zwar ganz in der Nähe des Fluters, einen deutschen Wehrmachtssomnibus entdeckt. Er war mit Verbandzeug und Toiletteartikeln gleichsam voll gestopft. Ohne dass einer von uns zur Sicherung draußen geblieben wäre, stöberten wir uns im Mittelgang durch die unzähligen Säcke und Schachteln hindurch.

Ich war gerade dabei, in den einen Hosensack eine blecherne Seifenschachtel, in die andere einen Handspiegel zu stecken, als „*Стои*“ an der Einstiegstür ein russischer Soldat auftauchte. Er rief und „*Стои*“ deutete uns an, sofort auszusteigen. Mein Freund hatte seine Sachen weggelegt. Er wurde vom Russen mit einer herrischen Geste sozusagen zum Teufel geschickt. Ich hatte keine Zeit gehabt, meine Beutestücke unbemerkt abzulegen. So musste ich sie ihm, nachdem er meine Taschen durchsucht hatte, in die Hand legen. Im selben Moment holte er mit der anderen aus, um mir einen Faustschlag zu versetzen. Ich zuckte zurück und wurde an der Nasenspitze erwischt. Daraufhin rannte ich wie um mein Leben den Fluter entlang. Man konnte nicht wissen, ob mir der zornentflammte Soldat nicht nachschießen würde. Meine geschwollene Nase erinnerte mich noch einige Tage an dieses Abenteuer.

Ein spannender Beutezug ist mir mit Onkel Hans gelungen. Wir wollten nachsehen, ob unsere Möbel im Rainerhaus noch vorhanden wären. Das Vorhangschloss war weg, alle Möbel aber auf ihrem Platz. Auf der Stiege zum oberen Stockwerk hörten wir lautes Schnarchen. Dort lag ein schlafender Russe bei geöffneter Tür. Wir schlichen an ihm vorbei in den Dachboden hinauf. Dort schauten aus mehreren Kisten schwarze Lederrollen heraus. Onkel flüsterte etwas von „Schnappen“, nahm eine Rolle an sich, und lautlos gelangten wir, am schnarchenden Russen vorüber, ins Freie. Als die Russen weg waren, schickte mich Onkel zum Schuster Erlacher hinunter. Er sollte mir aus dem Leder auf Onkels Kosten ein Paar Stiefel anfertigen. Das waren die Stiefel, deren glatte Sohlen mich ausrutschen ließen, als ich im Winter 45 meinen vollbeladenen Schlitten über die tiefverschneite Kaiserau hinaufzog. Das waren auch die Stiefel, die mir in der dritten Klasse ein Admonter Schlafsaalgenosse ausziehen musste, weil sie so eng geschnitten waren.

Die russischen Besatzungssoldaten hatten außer ihrem kriegerisch-wilden und manchmal brutalen Verhalten auch eine menschliche Seite. Ihre rohe Natur konnte in konfliktträchtigen Situationen durch ein paar muttersprachliche Worte,

durch Musik und Gesang oder durch Kinder unvermittelt schnell und leicht besänftigt werden. Onkel Franz Hausmann hatte von seiner steirisch-russischen Volkssturmfront eine Menge russischer Vokabel und Redewendungen mitgebracht. Diese Kenntnisse waren dem ganzen Haus von großem Nutzen. Immer wenn die Russen von Onkel Hans etwas haben wollten, was sie sich nicht selber nahmen, war Onkel Franz zur Stelle. Er bewirkte mit seinen Wortbrocken, Begrüßungs- und Besänftigungsformeln, dass die rüden Soldaten freundlich und dialogbereit wurden. Auch mein Vater eignete sich mit Hilfe eines Wörterbuchs täglich neue Vokabelkenntnisse an. Auf diese Weise brachte er, ähnlich wie in seiner italienischen Gefangenschaft, manche versöhnlichen Kontakte zustande.

Mehr noch als durch vertraute Worte wurden die rauen Gemüter der Russen durch einfaches Singen besänftigt. Einmal am Tag erhoben sie im Gastzimmer, das von den rumänischen Flüchtlingen geräumt war, ein mehr oder weniger kultiviertes Geheul. Sie begleiteten es mit rhythmischem Klopfen, Schlagen und Trommeln. Dann und wann rief mich Onkel Hausmann in das uns zugängliche Extrazimmer. Dort stand das Klavier, auf dem ich sangesfreudige Hausleute zu bekannten Volksliedern manchmal begleitet hatte. Nun waren auch russische Soldaten zur Stelle. Am Schluss einer Singstunde stimmten wir das an. Es war so gut wie sicher, dass die Russen in

## Wolgalied

dessen Melodie mit ihrem originalrussischen Liedtext einfielen. So waren wir durch die Musik für wenige Minuten in seltener Eintracht vereint. Nach und nach übernahmen wir einige Brocken des russischen Textes. Nun kam es vor, dass wir wie in einer Kampfpause mit unseren Peinigern knapp vor der Verbrüderung standen.

Nie wurde bekannt, dass sie Kindern etwas zuleide getan hätten. Das spürte auch meine Schwester. Sie setzte sich mit ihren sechs Jahren unbekümmert in den Kreis der russischen Soldaten, wenn sie im großen Salettl am großen runden Tisch ihr Mittagessen verzehrten. Ich getraute mich nicht hinein. Greterl hingegen gab aus ihrem großen Repertoire an Kinderliedern, die sie mit einfachen Handbewegungen untermalte, eines nach dem anderen zum Besten. Der Applaus spornte sie an. Ich glaube, sie wäre einmal eine gute Sängerin geworden. Am Schluss ihrer Darbietungen sang sie das **Hänsel- und Gretel-Lied**. Dafür bekam sie regelmäßig für sich und ihre Familie eine große Schüssel mit gekochtem Reis. Der war so fett, dass er verlockend duftete und verführerisch glänzte.

Den Haflinger Peter hatten die Russen nach dem Raub des schweren Hengstenpaares im Stall stehen gelassen. Die restlichen Standkoben wurden von ihnen als Lager für Säcke verschiedenen Inhalts verwendet. Um den Haflinger

zu versorgen, gingen wir im Stall weiterhin aus und ein. Als ich dort einen offenen Zuckersack fand, schöpfte ich daraus mit beiden Händen und gab sie dem Peter und auch später immer wieder zum Naschen. Ich dachte, davon bekäme er ein schöneres Fell. Vom kostbaren Zucker etwas hinauszutragen, war wegen der allgegenwärtigen Russen unmöglich.

Mitte Juni 1945 wurden die russischen Besatzungstruppen von den englischen abgelöst. Die Engländer kamen, ohne militärischen Druck auszuüben. Erstmals begegnete ich ihnen im Gastzimmer. Zwei Offiziere wollten von Onkel Hans etwas haben, was er nicht gleich verstand. Er rief mich und sagte: „Du hast Englisch gelernt. Was wollen die beiden?“ Einer wiederholte:

Aber ich stutzte. „Sampleits“ ging mir

**We need some plates!**

nicht in den Kopf. Darauf zeichnete der Offizier mit dem Zeigefinger einen Kreis in die Luft. Damit wollte er das Auslöffeln der Suppe andeuten. Da hatte Onkel Hans schon verstanden und rückte sein letztes Porzellangeschirr heraus, das er aus dem Milchstüberl holte. Aus welchem Geschirr wir weiterhin essen sollten, war im Moment keine Frage. Zu groß war Onkels Freude über das moderate Verhalten der neuen Besitzer. Sie requirierten zwei Fremdenzimmer im Obergeschoss, die sie dann aber nicht benötigten. So konnten wir wieder in unsere gewohnten Zimmer umsiedeln und unserer normalen Tagesbeschäftigung nachgehen.

Hans Neuhold